

Der freie Schwarzwälder

Beilage zu Nr. 107.

Samstag den 9. Mai 1914.

31. Jahrgang.

Finanzieller Wochenrückblick.

Die Stimmung der Börse ist immer noch schwach. Kurze Erholungstage lassen keine dauernde Besserung der Tendenz übrig. Auch der Kursstand hat sich im Vergleiche mit der vorausgegangenen Berichtswoche weiter ermäßigt, obgleich die Abwärtsbewegung hin und wieder unterbrochen wurde. Die Hauptursache liegt doch wohl in der industriellen Konjunktur, besonders in der Bestimmung über die Lage des Kohlen- und Eisenmarktes und über die Schwierigkeiten in den Syndikaten, wie sie unlängst wieder durch die Auslassungen bei Gelsenkirchen und Phönix zutage getreten sind. Auch die politische Lage hält die Unternehmungslust in Schach. Die Verschiebung der nun seit 2 Wochen erwarteten Beratung des auswärtigen Etats im Reichstag und der mit Spannung erhofften großen Rede des Reichskanzlers über die auswärtige Politik fällt nachgerade auf. Die Entwicklung der mexikanischen Vorgänge erweckt gleichfalls andauernd Besorgnisse. Nicht einmal die vielfältigen Fusionsgerüchte, die neuerdings wieder auf dem Bankenmarkt, namentlich über die Nationalbank, aber auch über die Handelsgesellschaft aufgetaucht sind, vermochten eine dauernde Anregung zu bieten. Die Geldverhältnisse sind nach wie vor ungewöhnlich flüssig. Allein die Spekulation vermag aus dieser Tatsache nur einen beschränkten Nutzen zu ziehen und wendet ihre Aufmerksamkeit wieder hauptsächlich einigen Spezialpapieren wie Daimler oder Solman Salpeter zu. Selbst die Schiffahrtsaktien begannen wieder zu fallen, weil man befürchtet, daß die Verständigung der deutschen Gesellschaften durch eine Gegenmaßregel der englischen beantwortet werden könnte.

Die Getreidemarkte waren fest, obgleich aus Amerika gute Saatenstandsberichte vorlagen. In Deutschland haben weder Händler noch Müller mehr genügende Vorräte. Die Weizentermine zogen per Mai und Juli 1,5 bis 2,5 Mk. an, Roggen 3,5 und 1,5 Mk.; per September lagen beide Artikel 1 Mk. schwächer. Die amerikanischen Weizentermine zogen auf nahe Sicht 1 bis 2 Punkte an, auf entferntere gingen sie etwa 1/2 Punkt zurück.

Die Stimmung auf dem Kaffeemarkt blieb ruhig, da es an größeren Anregungen fehlte. An die täglich wachsenden Zufuhren hat man sich schon gewöhnt und man glaubt, daß dafür im Juni um so geringere Quantitäten der neuen Ernte zugeführt werden. In Newyork zogen die Preise sogar bis zu 3 Punkten an. Die Hamburger Termine waren teils 1/4 Pfg. höher, teils 1/4 Pfg. niedriger.

Geradezu schwach lag der Zuckermarkt. Es handelte sich zunächst um Realisierungen der Hauffspekulation, dann aber um die Tatsache, daß seit Eintritt des regnerischen Wetters die an die Trockenheit geknüpften Befürchtungen in den deutschen und österreichischen Produktionsgebieten sich als grundlos erwiesen haben. Die Magdeburger Termine schlossen 5 bis 12 Pfg. niedriger.

Auf dem Baumwollmarkt war die Tendenz unentschieden und durchweg schwankend, da die Witterungsverhältnisse im Baumwollgürtel alle Tage anders geschildert wurden. Die Termine schlossen in Liverpool 1 Punkt höher bis 2 Punkte niedriger. Garn- und Tuchermärkte waren lustlos.

Presse und Militärverwaltung.

Ueber die Beziehungen der Presse zu den Behörden ist schon viel geschrieben und noch mehr geredet worden, in den Versammlungen der Organisationen der Presse und wohl auch, ein wenig offenerherziger und nicht immer ganz höflich, auf vielen Redaktionsstuben. In der Tat haben Presse und staatliche und städtische Behörden lange Zeit in einem recht kühlen Verhältnis zueinander. Auf welche Gründe es zurückzuführen, daß die Behörden sich der Presse gegenüber einer manchmal allzugroßen Zugewandtheit beilehigten, soll hier nicht untersucht werden, mit Befriedigung aber darf festgestellt werden, daß man in unseren Amtsstuben allmählich den Wert der Presse erkennt und aus der lange geübten Reserve heraustritt. Mit dem besten Beispiel ist hier vorangegangen das Reichsmarineamt, das schon seit langen Jahren eine Nachrichtenstelle eingerichtet hat, von der aus die Zeitungen in loyaler Weise über alle wichtigeren und die Öffentlichkeit interessierenden Tatsachen und Ereignisse aus dem Reiche des Herrn v. Tirpitz unterrichtet werden.

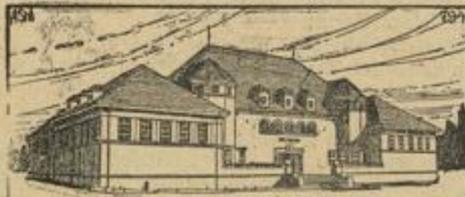
Der vorbildlichen Zusammenarbeit des Reichsmarineamts mit der Presse ist es nicht zum wenigsten zu verdanken, wenn unsere Flotte in verhältnismäßig kurzer Zeit so populär geworden ist. Angeregt durch das segensreiche Wirken der Nachrichtenstelle des Reichsmarineamts und auch vielfachen Wünschen, die von den Organisationen der deutschen Presse geäußert worden sind, entsprechend, hat vor kurzem auch das Kriegsministerium eine Nachrichtenstelle eingerichtet, die unter der Leitung von aktiven Offizieren sich in jeder Weise bewährt hat. Der Presse war es dadurch nicht nur möglich, die Öffentlichkeit, woran schließlich auch die Regierung ein Interesse hat, über alle möglichen Fragen, die für weitere Kreise von Interesse waren, auf Grund einwandfreier Unterlagen zu orientieren und manche unsachliche Kritik hintanzuhalten, die Nachrichtenstelle war für die Presse auch insofern von Bedeutung, als sie Aufklärungen darüber geben konnte, welche Nachrichten im Interesse der Lan-

desverteidigung nicht verbreitet werden dürfen. Dieser Umstand ist gerade jetzt, wo ein verschärftes Spionagegesetz in Arbeit ist und ein Redakteur straffällig werden kann durch die Veröffentlichung einer für den Laien ganz unverfänglich aussehenden Meldung, von größter Wichtigkeit und läßt es begreiflich erscheinen, wenn von seiten der deutschen Presse in einer Eingabe an den Reichstag um die Erhaltung der Nachrichtenstelle im Kriegsministerium gebeten wird.

In der Budgetkommission des Reichstags nämlich schienen sich die Herren über den Wert einer solchen Einrichtung und auch über die Art ihres Wirkens nicht ganz klar zu sein, sonst wäre es nicht verständlich, daß ein Beschluß gefaßt werden konnte, nach dem die für das Presseferat im Kriegsministerium angeforderten Mittel gestrichen wurden. Dieser Beschluß wurde in der Kommission (und im Plenum von Herrn Erzberger) damit begründet, daß die Herren vom Presseferat sich auch politisch betätigen und sich in Wahlkämpfe einmischen könnten. Bis jetzt hat das Nachrichtenamt allerdings keinen Grund zu einer solchen Befürchtung gegeben, wie von Zeitungen aller Parteien anerkannt wurde. Es ist deshalb anzunehmen, daß sich der Reichstag, in dem doch auch eine Anzahl Leute „vom Bau“ sitzen, kaum den Beschluß der Budgetkommission zu eigen machen wird. Das war vielleicht auch aus dem zu entnehmen, was der Abg. Erzberger in seiner Etatsrede zu diesem Punkt anführte, noch deutlicher aber aus den Worten des Abg. Bassermann. Das Plenum wird anerkennen müssen, daß auch die Öffentlichkeit ein Interesse daran hat, über allgemein interessierende Vorgänge im Heer orientiert zu werden. Auch wird der Reichstag aus einer falschen Sparsamkeit heraus nicht weniger modern sein wollen, als sich das Kriegsministerium mit der Einrichtung des Presseferats erwiesen hat. Ueber den Wert der Presse für die Faktoren der Regierung Worte zu verlieren, erübrigt sich heutzutage wohl, darauf aber darf hingewiesen werden, daß der größte Staatsmann der neueren Zeit diesen Wert in seiner ganzen Größe erkannt und auch meisterhaft davon Gebrauch zu machen verstanden hat. Man sollte das Beispiel, das Bismarck gegeben hat, auch im Reichstag nicht so ganz vergessen.

Bilder aus der Leipziger Bugra.

Wir zeigen heute unserem Leser die interessantesten Bauten der Leipziger Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik (Bugra), deren Eröffnung durch den König von



Der Pavillon Oesterreichs.



Die Kulturhalle.



Die Maschinenhalle.



Pavillon der kgl. Akademie für Buchgewerbe u. Graphik.

Sachsen am 6. Mai stattfindet, im Bilde. Neben dem Monumentalbau der Maschinenhalle sind besonders die Hallen für Kultur, sowie die Pavillons der Akademie für Buchgewerbe und Graphik, sowie Oesterreichs sehenswert. Die Gesamtansstellung wird in 16 Gruppen und 63 Klassen auf einem Gelände von 400 000 Quadratmetern die Entwicklung und kulturgeschichtliche Stellung aller Zweige des Buchgewerbes zeigen. Durch die Beteiligung fast aller Kulturländer ist sie zu einer Weltausstellung im wahren Sinne des Wortes geworden.

Das Pepsin der Insekten.

Um Leuten mit schwachem Magen die Verdauung zu erleichtern, schaben die Verfertiger pharmazeutischer Erzeugnisse sorgfältig gereinigte Schweine-, Lämmer- oder Kalbermagen auf der inneren Seite mit einem Knochenmesser und erhalten so (nach Vermengung dieses Schleimes mit gewissen Zutaten und späterem Filtrieren und Trocknen) Pepsin. Es ist dies eine von den Labdrüsen der Magenschleimhaut abgeforderte, ferment- (d. h. gärungs- oder säure-) artig wirkende Substanz, welche die Eigenschaft besitzt, eiweißartige Körper, insbesondere das Muskelfleisch, aufzulösen. Wenn die Pepsinfabrikanten den Magen der Brummerlarve abschaben könnten, so schreibt der bekannte französische Insektenforscher J. S. Fabre, würden sie ein Erzeugnis von viel hervorragenderer Beschaffenheit erhalten, denn jener Wurm besitzt seine eigene Sorte Pepsin von ganz einziger Wirksamkeit.

Zum Beweis teilt Fabre einige Versuche mit, die er ausgeführt hat. „Ich zerschneide in siedendem Wasser gekochtes Eiweiß in Würfelchen, die ich in ein kleines Probierglas fülle. Auf ihre Oberfläche streue ich Eier der Schmeißfliege. Ein ähnliches Glas empfangt das Weisse eines gekochten Eies, jedoch nicht mit Fliegeniern besetzt. Beide Gefäße, mit einem Wattepfropf verschlossen, bleiben dann in einem dunklen Winkel stehen.

Nach einigen Tagen enthält die Röhre, in der das neugeborene Gewürm wimmelt, eine klare, wie Wasser durchsichtige Flüssigkeit; wenn ich es umfüllte, würde nichts darinbleiben. Alles Eiweiß ist verschwunden, flüssig geworden. Was die Larven betrifft, die schon ein bißchen gewachsen sind, so scheinen sie sich sehr unbehaglich zu fühlen. Die meisten vermögen ohne Unterstützung nicht die atembare Luft zu erreichen, sie tauchen in die von ihnen hergestellte Brähe unter und ertrinken darin. Einige, die kräftiger sind, schlängeln sich längs des Glases bis zu dem Wattepfropf hin und bringen es fertig, sich hindurchzuarbeiten. Ihre halbenbewehrte Leibesspitze ist der Nagel, der durch die saferige Masse dringt. In der Röhre ohne Larven, die, neben der anderen stehend, den gleichen atmosphärischen Einwirkungen ausgesetzt ist, geht nichts Bemerkenswertes vor. Die aus diesem einfachen Versuch zu ziehende Folgerung liegt klar zutage; die Einwirkung der Brummerlarve verwandelt gekochtes Eiweiß in Flüssigkeit.

Man bewertet das pharmazeutische Pepsin nach der Quantität des gekochten Eiweißes, die ein Gramm dieses Pulvers flüssig machen kann. Die Mischung muß in einem Trockenofen einer Temperatur von 60° ausgesetzt und außerdem häufig geschüttelt werden. Meine Zubereitung, in der die Larven der Schmeißfliege aus den Eiern kriechen, wird weder geschüttelt noch der Hitze unterworfen, alles vollzieht sich in Ruhe und unter den thermometrischen Bedingungen der umgebenden Luft; trotzdem wird in wenigen Tagen das von dem Gewürm bearbeitete Eiweiß flüssig wie Wasser. Dieses Ergebnis ist staunenerregend, wenn man die Geringfügigkeit der Mittel erwägt. Kein anderes Pepsin kann neben dem der Larve bestehen. Ich besitze ein Flüsschen mit Pepsin, das aus der Pharmazieschule von Montpellier stammt. Mit dieser nach den Regeln der Wissenschaft hergestellten Droge beputete ich reichlich Stücke von gekochtem Eiweiß, wie ich sonst die Eier der Schmeißfliege darauffschütte. Der Versuch wird genau so ausgeführt, wie bei der Röhre mit den Fliegenlarven. Das Ergebnis ist aber durchaus nicht das von mir erwartete. Das Eiweiß wird nicht flüssig, sondern nur an der Oberfläche feucht.

Zu gleichen Versuchen benutzte ich Fleisch lasse ich von den Larven, die aus den darauffgeschütteten Eiern der Schmeißfliege geschlüpft sind, nach ihrem Belieben bearbeiten. Das Muskelfleisch wird zu einem stehenden Brei von rotbrauner Farbe. Leber, Lunge, Milz werden mehr angegriffen, ohne jedoch den Zustand einer halbflüssigen Marmelade zu überschreiten, die sich sehr leicht in Wasser verrühren läßt und sich darin sogar auflösen scheint. Andererseits erleiden die fetten Stoffe: Ochsenfett, frischer Speck, Butter keine wahrnehmbare Veränderung. Noch mehr: die Larven gehen darauf schnell zugrunde und sind unfähig, auch nur ein wenig zu wachsen. Derartige Nahrungsmittel sagen ihnen nicht zu; aus welchen Gründen wohl nicht? Augenscheinlich, weil sie sich durch das von den Larven abgegebene Reagens nicht flüssig machen lassen. Aber auch das gewöhnliche Pepsin greift die fetten Stoffe nicht an.

Dieses merkwürdige Zusammentreffen der Eigenschaften: positiv gegenüber den Eiweißstoffen, negativ gegenüber fetten Stoffen, befähigt die Rechllichkeit und vielleicht sogar die Gleichartigkeit des Auflösungsmittels, das die Larven von sich geben, und des von den höheren Tieren stammenden Pepsins.

Bermischtes.

Kaiser Franz Josef I. als Patient. Unter der Reihe jener Persönlichkeiten, welche sich in fortwährendem Kontakt mit dem bejahrten Kaiser von Oesterreich befinden, ist auch der Doktor Arzt, der Leibarzt des Monarchen. Er hat diesen Posten zwar erst seit einigen Jahren inne, wußte sich aber durch die Art, wie er seine Stellung als gesundheitslicher Berater und Leiter aus-

abt, das vollste Vertrauen seines kaiserlichen Herrn zu erringen. Heute ist Doktor Kersl am kaiserlich österreicher Hof der einzige Mensch, der, wann er will, beim Kaiser Zutritt hat. Ja, er darf das Arbeitszimmer des greisen Kaisers ohne jede weitere Ankündigung und ohne Klopfen an der Tür betreten. Der Leibarzt steht ungefähr in gleichem Alter wie der Herrscher und die Natur seiner Beschäftigung hat es im Lauf der Jahre mit sich gebracht, daß er genau die gleiche Lebensweise einhält, wie der seiner Obhut anvertraute Souverän; nur steht er morgens um 1/4 Stunde früher auf als der Kaiser und legt sich abends 1/4 Stunde, nach dem Kaiser Franz Josef sich zur Ruhe begeben hat, zu Bett. Bei dem jüngsten Unwohlsein, das den bejaheten Reichsverweser befallen hatte, wollte der Kaiser zunächst nichts an seiner gewohnten Lebensweise geändert wissen. Aber der Leibarzt setzte diesem Beginnen dermaßen energischen Widerstand entgegen, daß dem Kaiser doch Bedenken aufstiegen und er den Arzt fragte, ob seine Krankheit nur eine leichte Erkältung oder der Anfang einer Lungenentzündung sei. Nach längerem Befragen erklärte schließlich der Doktor, daß es zunächst nur eine allgemeine Erkältung sei, daß sie sich aber bei der geringsten Nachlässigkeit in ein gefährliches Stadium umbilden könne. Zugleich drohte er dem Kaiser an, daß er, falls sich dieser seinem Räte so entschieden widersetze, im Interesse der Gesundheit des Monarchen gezwungen sei, einen Spezialarzt an das Krankenbett seines kaiserlichen Patienten zu berufen. — „Am Gottes willen, nicht!“ bat der Kaiser; er hat zeitlebens seine Abneigung gegen die ärztliche Behandlung im allgemeinen und gegen die Spezialisten im besonderen gehabt — „da bleib ich lieber hübsch brav in Schönbrunn!“ Trotzdem trat die Notwendigkeit ein, einen solchen Spezialisten aus Wien zu berufen, da teils durch eine mißliche Verkettung der Umstände, teils aber auch durch die Ungebärdigkeit des Kaisers, eine wesentliche Verschlimmerung seines Befindens festgestellt wurde und es kamen Tage, wo sein Zustand zu den größten Besorgnissen Anlaß gab. Mehrere Nächte hintereinander mußte der Doktor Kersl am Bette seines Patienten, der von einem qualenden Husten geplagt war, wachen und hatte außerdem noch die Flut von Vorwürfen und Hornausbrüchen seines Patienten zu ertragen. Unentwegt sah er aber darauf, daß die Anweisungen, welche der Wiener Spezialist gegeben hatte, streng eingehalten wurden und brachte den Kaiser über die Gefahr, der er diesmal so nahe gekommen war, mit vieler Mühe schließlich wohlbehalten hinterher. Franz Josef ist aber nach der Aussage der ihm nahestehenden Personen doch im allgemeinen durch die Krankheit stark mitgenommen worden und hat erhebliche Schwächung seiner Rüstigkeit erlitten. Der Doktor Kersl setzt sein ganzes Vertrauen in die robuste Gesundheit des Monarchen. . . „Es wird schon wieder ein gutes Stücklein weiter gehen“, äußerte sich dieser Tage der Leibarzt, „aber der Kaiser hat ein sehr schweres Leiden. . . seine 34 Jahre!“

Was Bögoud die Natur übertrifft? Diese Frage wirft Dr. Th. Zell in dem neuesten Heft des Kosmos-Handweisers auf. Dabei kommt er auf das Sparsamkeitsgesetz zu sprechen, nach dem kein Geschöpf mehr Gaben erhält, als zu seinem Kampfe ums Dasein erforderlich ist. Von diesem Standpunkte aus ist die Folgerung: selbst der beste Vogel kann nicht mit nach oben geflügeltem Bauche fliegen, sonst könnte die Natur diese Leistung nicht vollbringen — einfach lächerlich. Diese Tatsache beweist vielmehr nur, daß sie der Vogel zum Kampfe ums Dasein nicht nötig hatte. Brauchte er diese Gabe, so hätte er sie sofort erhalten. Auch der Einwand, daß die Flügel des Vogels hierzu nicht geeignet sind, ist in keiner Weise stichhaltig. Dann wären sie eben anders gebaut worden. Es ist ein Glück, daß wir noch andere Flieger als die Vögel haben, nämlich Fledermäuse und Insekten. Unter den Fledermäusen sind einzelne, z. B. der Abendflegler, so gewandte Flieger, daß selbst Raubvögel Mühe haben, sie zu fangen. Es wäre nicht undenkbar, daß einige bauchaufwärts fliegen könnten, doch habe ich darüber nichts ermitteln können. Die Insekten aber zeigen uns Leistungen, die einfach ins Reich der Wunder gehören. Der komplizierte Bau des Vogels, namentlich seiner Flügel, ist, wie die Insekten beweisen, in keiner Weise notwendig. Auch ohne solche Hilfsmittel fliegen Libellen, Bremsen usw. mit außerordentlicher Geschwindigkeit. Und hat ein Insekt es notwendig, bauchaufwärts zu fliegen, so ist es dieser Aufgabe auch gewachsen. Beispielsweise tut es jede Stubenfliege, die sich an die Decke setzen will. Es ist mir unerklärlich, wie man eine solche alltägliche zu machende Beobachtung übersehen konnte. Jede Fliege beweist uns also, daß es ein Irrtum ist, zu behaupten, Bögoud habe die Natur übertrifft.

Das ewige Inzupätkommen. . . Wie der Humor auch auf einer sonst nur der Trauer und dem ernsten Gedenken geweihten Stätte, wie dem Friedhof Eingang finden kann, erzählt ein gelegentlicher Mitarbeiter des „Tägl. Corr.“ von einer Reise nach Frankreich. Während eines mehrtägigen Aufenthalts in einer malerischen Provinzstadt führte mich mein abendlicher Spaziergang auch einmal über den Friedhof der kleinen Stadt. Stille Ruhe lag über dem tränenge tränkten Boden, in dem so viele menschliche Hoffnung und Sehnsucht für immer begraben lagen. Da fiel mein Auge plötzlich auf einen hohen grauen Grabstein. Dort stand oben:

Dier ruht Claire Dubois
1873 — Ich warte dein!

Darunter stand ebenso lakonisch und eindeutig
Dubois
1910 — Hier bin ich!

Das war aber noch nicht alles, denn unter dieser kurzen Grabchrift stand mit einem scharfen Messer in den grauen Marmor eingegraben:

Zu spät gekommen. . . Wie immer!

General Carranza. Luigi Barzini, einer der bekanntesten Kriegsreportagen, ist von dem Mailänder Corriere della Sera nach Mexiko entsandt worden. Aus seinen Schilderungen dürfte folgende Charakteristik des Rebellenführers Carranza von Interesse sein. Es

heißt da u. a.: Nie ist Carranza dort, wo man gerade Krieg führt, wo massakriert, geplündert, verbrannt und gemordet wird. Dies alles sind nur die von ihm gewollten Taten. Er selbst bleibt die Idee. Carranza ist, wenn man dieser Ausdruck verwenden darf, der Patriarch der Revolution. Zwischen ihr und ihm ist immer mindestens ein Zwischenraum von 50 Kilometern, der es ihm im gegebenen Falle ermöglichen soll, ihr vor aller Verantwortlichkeit und sonstigen Ungelegenheiten zu retten. Carranza ist in einer Person der Vertreter der ganzen Revolution, die nun schon seit langer Zeit zum Schaden der ganzen Nation durch die mexikanischen Lande fährt. Er ist ihr diplomatisches Kabinett, ihre gesamte Diplomatie. Geht es wirklich einmal mit seinen Unternehmungen schief, so weiß er sich in einigen Tagereisen zu Pferde in die Wildnis der Sierra zu retten, bleibt verborgen, bis er den Moment für günstig hält und taucht dann gleichsam neugeboren aus seinem Versteck wieder auf, reißt seine blind ergebenen Getreuen in seinem impulsiven Vorgehen mit sich fort und wieder beginnt das alte Spiel. Er heßt sie wie Hunde auf seine Feinde und weiß sich dabei stets den fettesten Bissen zu bewahren. So kann das freisinnige Feuer der Revolution nie vollständig zum Vertischen kommen, wie unter dieser Asche glimmt es oft wochenlang, ohne zu fangen und zu brennen, bis dann wieder mit einem Male die hellen Flammen des Aufstrebens mit ihrer verderblichen Wirkung durch das Land ziehen. Doch scheint tatsächlich gerade in letzter Zeit auch bei dem Teil der mexikanischen Bevölkerung, die der Revolution nicht feindlich oder sympatisch gegenüber steht, eine starke Ermüdung vor dem ewigen Auf und Ab der kriegerischen Ereignisse bemerkbar zu werden. Die Leute verlangen, ermattet von den monatelangen, wechselvollen Kämpfen nach Ruhe und Erholung, nach einem bischen Frieden, um dann vielleicht wieder mit verdoppelter Wut die rote Fahne der Rebellion im Winde flattern zu lassen.

Und frisst er nicht zu jeder Zeit. . . Es ist keine Geschichte, sondern ein Ereignis, schreibt die „Königsberger Hartungische Zeitung“. Ein wirkliches Ereignis. Der Ort der Handlung: Wilmersdorf-Berlin. Eine Weile über ihrem Kuffag. Sie bringt ihn nicht zustande. Die Mutter nimmt sich endlich ihrer an. „Worüber sollst du denn schreiben, Elise?“ Elise liest als Thema des Aufsatzes vor: „Und frisst er nicht zu jeder Zeit, so frisst er doch nach Möglichkeit!“ Die Mutter traut ihren Ohren nicht: „Darüber sollst du schreiben? Was soll denn das heißen? Wer ist denn gemeint? Wer frisst denn nach Möglichkeit?“ Elise weiß keine Antwort. Ihr gemartetes Köpchen weiß auch nicht, wer nach Möglichkeit frisst. . . Die sorgende Mutter steigt in die Untergrundbahn und fährt zur Lehrerin ihrer Tochter, der sie die Räte des Kindes klagt. Und etwas beschämt fügt sie hinzu, sie könne es auch nicht verstehen, was dieses Aufsatzthema bedeuten solle: „Und frisst er nicht zu jeder Zeit, so frisst er doch nach Möglichkeit!“ Statt aller Antwort bricht die Lehrerin in lautes Lachen aus. Und bald ist das Mißverständnis geklärt. Das Aufsatzthema war nämlich dem Religionsunterricht entnommen, es war der bekannte Gesangbuchvers: „Und frisst er nicht zu jeder Zeit, so frisst er doch, wenn's möglich ist.“ Elses Kindergehirn hatte nur das ihr bis dahin unbekanntes Wort „frisst“ im Gedächtnis behalten und sich daraus seinen eigenen Vers gemacht.

Wie wächst die Pflanze. Die Pflanze atmet und assimiliert nicht nur, sie wächst auch, vergrößert und verändert sich so lange, bis sie den ihrer Art bestimmten Vollwuchs erreicht hat. Das ist nun allerdings eine jedem Kinder bekannte Tatsache, aber eine Tatsache, die viel einfacher scheint, als sie in Wirklichkeit ist, zumal wenn wir uns fragen: was ist die Ursache des Wachstums der Pflanze? Bisher nahm man an, daß der durch den gegenseitigen Säfteaustausch in den Zellen herrschende sog. osmotische Druck die Zellwände ausdehne und dadurch die Zellen vergrößere. Die neuesten Untersuchungen lassen uns indes andere Schlüsse ziehen und zwar mit Hilfe einer der modernsten Wissenschaften, nämlich der Kolloidchemie. Als Kolloide bezeichnet man zum Unterschied von den Kristalloiden jene Substanzen, die weder kristallisierbar sind, noch sich in der Art der Kristalle mit dem Wasser vermischen, so z. B. Leim, Gallerte, Gummi, Stärke, Eiweiß u. dergl. Da nun auch die pflanzlichen Zellen Kolloide enthalten und diese Kolloide in Wasser, mehr aber noch in gewissen Säuren eine starke Quellfähigkeit besitzen, wodurch wiederum die Aufnahme von Wasser gefördert wird, zeigt sich als natürliche Folge des Aufquellens der Kolloide ein intensives Wachsen der Zelle. Jeder Einfluß, der in den Kolloiden eine Quellung hervorruft, fördert also auch das Wachstum der Zelle.

Atmende Früchte. Ein Wesen, das wie die Pflanze, zu seinem Aufbau nicht allein die Kohlenhydrate, sondern auch den Sauerstoff der atmosphärischen Luft braucht, bedarf der Assimilation sowie der Atmung als ihrer wichtigsten lebenserhaltenden Faktoren. Die Atmung, die im Gegensatz zu dem die Kohlenhydrate der Luft aufzunehmenden und zu Kohlenstoff verarbeitenden Prozesse der Assimilation ausschließlich den Sauerstoff verwendet, ist indes nicht nur den Pflanzen, sondern auch den Früchten nötig. Wie uns neue Untersuchungen zeigen, sind manche Früchte allerdings imstande, einige Zeit hindurch anaerob zu atmen, d. h. ohne Sauerstoffaufnahme Kohlenhydrate abzuscheiden, können das aber nur auf Kosten ihrer Gesundheit tun. Die Folgen solcher Atmung bestehen dann in veränderten Farben, anderem Geruch, wie überhaupt in Zerfällungserscheinungen, die sich bei stärker atmenden Früchten, z. B. Kirichen oder reifen Brombeeren, rascher zeigen als etwa bei den langsamer atmenden Trauben. Für das praktische Leben ist nun diese Entdeckung insofern wertvoll, als man es jetzt tunlichst vermeiden wird, Früchte in sauerstoffarmen Räumen oder gar fest in Papier gewickelt, aufzubewahren und sie dadurch zu der sie schädigenden anaeroben Atmung zu zwingen.

Warum brütet der Ruckuck nicht?
Von Dr. Th. Zell.
So naheliegend es ist, unsere Anschauungen über Moral auf die Handlungen der Tiere zu übertragen, so muß sich doch der denkende Tierbeobachter vor einem solchen Fehler hüten. Tatsache ist es, daß das Ruckuckweibchen nicht selbst brütet, sondern das Ausbrüten und die mühevollen Aufzucht der Jungen andern Vögeln überläßt. Da eine solche Handlungsweise nach menschlichen Moralbegriffen den natürlichen Mutterpflichten widerspricht, die sonst überall für heilig gehalten werden, so ist man allgemein zu einem Verdammungsurteil über den Vogel bereit.

Bei ruhiger Ueberlegung wird man zunächst fragen müssen, ob denn der Ruckuck überhaupt brüten kann. Man hat das verneint, weil er mit dem Weibchen wandern müsse und deshalb nicht bei seinen Jungen bleiben könne. Es fehlt hier der Raum, diese Ansicht eingehend zu widerlegen. Es dürfte der Hinweis genügen, daß Stelzen und Stare, die man bei Viehherden antrifft, trotzdem ihre Jungen selbst großziehen. Umgekehrt hat der Ruckuck mit Weibchen so gut wie gar nichts zu tun. In verschiedenen Gegenden, wo er sehr häufig ist, habe ich ihn niemals bei Viehherden gesehen. Dagegen ist es richtig, daß er nicht imstande ist, seine Jungen allein großzuziehen. Nach jahrelangen Beobachtungen besteht für mich kein Zweifel, daß ein Ruckuckpaar höchstens ein Junges großziehen könnte. Den Beweis kann ich leicht dafür liefern. Gewandte Vögel z. B. Bachstelzen haben von früh bis spät zu tun, um das Mundwerk von einem einzigen jungen Ruckuck zu stopfen. Wie sollten da die im Verhältnis zu den Stelzen ungeschickten und tappischen Ruckuckseltern mehr leisten?

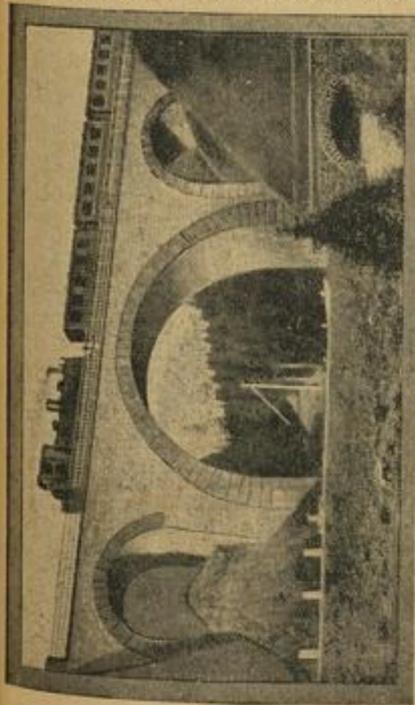
Es ist nun aber ein einfaches Rechenexempel, daß jedes Tier eine gewisse Anzahl von Nachkommen haben muß, um nicht auszusterben. Der Adler kann mit einem Jungen jährlich auskommen, weil er außer dem Menschen kaum Feinde hat und hundert Jahre alt wird. Der Ruckuck als wehrloser Vogel, der etwa dreißig Jahre alt wird, gebraucht sicherlich jährlich vier Junge. Weil er diese nicht selbst großziehen kann, muß er seine Eier andern Vögeln untergeschoben. Ehemann hat in seinen Gesprächen mit Goethe uns eine ausführliche Unterhaltung über den Ruckuck mitgeteilt. Der Lehrer war in diesem Falle Edermann, der ein ausgezeichneter Vogelkennner war. Edermann ist der Ansicht, daß der Ruckuck etwa fünf Eier lege und daß die Aufzucht dieser fünf Eier auf Kosten von fünfzig unserer besten Singvögel geschähe. Denn da der junge Ruckuck alles für sich beansprucht, so verkümmern die Stiefgeschwister. Außerdem schreiten die Eltern nicht zu einer zweiten Brut. So ist das Opfer von zehn Insektenfressern für einen Ruckuck im ersten Augenblick allerdings erschreckend. Ueberlegt man sich aber, daß alle diese Insektenfresser keine haarigen Raupen fressen, die gerade der Ruckuck mit Vorliebe verzehrt, so erhält die Sache ein ganz anderes Gesicht. Würde also der Ruckuck den wohlgemeinten Ratsschlägen des Menschen folgen und selbst brüten, so zöge er jährlich nur ein Junges groß. In wenigen Jahren wäre er ausgestorben, und die haarigen Raupen verwüsten unsere Wälder.

Daß der Ruckuck gar nicht der Bösewicht ist, wie man allgemein annimmt, geht aus folgendem hervor. Seit meiner Jugendzeit habe ich von Vogelfängern und andern Vogelkennern gehört, daß der Ruckuck hin und wieder brüte. Ich habe das zunächst für einen Irrtum gehalten, bis die Gebrüder Müller, die Verfasser des vorerwähnten Werkes: Tiere der Heimat, einen solchen Fall einwandfrei feststellten. Für mich ist dabei der Umstand überzeugend, daß diese Ausnahme gelegentlich einer Raupenplage geschah. Ist eine solche vorhanden, dann kann der Ruckuck auch selbst brüten. Denn der Grund, der ihn zum Unterziehen Anlaß gibt, ist die Unfähigkeit, die Nahrung herbeizuschaffen, fällt in einem solchen Falle fort. Brütet der Ruckuck selbst, so bleiben für jedes Junges zehn Insektenfresser mehr am Leben. Wir sehen, daß die Raupenplage selbst die Vermehrung der Insektenfresser hervorruft, und werden mit gerechtem Staunen darüber erfüllt, in wie einfacher Weise eine Ueberproduktion sich selbst ihre Gegner großzieht.

Lozales.
— **Lebensmittelkontrolle.** Die Gewerbetreibenden der Nahrungsmittelbranche machen wir darauf aufmerksam, daß sich an der Ausstellung für Gesundheitspflege in Stuttgart auch das städt. Nahrungsmitteluntersuchungsamt und die polizeil. Nahrungsmittelkontrolle in größerem Umfang beteiligen werden. Zur Darstellung kommen: Die Entwicklung der Lebensmittelkontrolle, insbesondere der Milchkontrolle in Stuttgart an Hand von statistischem Material, sowie neben beobachteten Fälschungen die Untersuchung einzelner Gruppen von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen, Wasser, Abwasser, Gas und Luft. An der Ausstellung in dieser Gruppe beteiligen sich u. a. auch das kaiserliche Gesundheitsamt in Berlin, das städtische Laboratorium in Heilbronn und das Technologische Institut in Hohenheim.

MANOLI
Dandö
Jetzt auch mit und ohne Mundstück 32

Eine neue Oberbergbau.



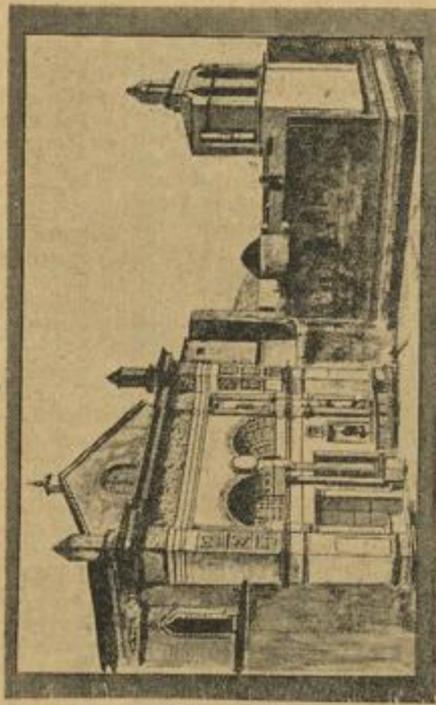
Die sterbliche Hülle von Christoph Columbus

bei der bevorstehenden Eröffnung des Panama-Kanals.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat die Regierung der Republik San Domingo gebeten, ihr die Hülle des Columbus für einige Monate anzuverleihen. Die Hülle soll zunächst auf dem ersten Panzer- ausgestellt, dann nach San Francisco abgeführt werden. Dort soll sie während der Welt-Ausstellung einen Ehrenplatz finden. Unser heutiges Bild zeigt die Kathedrale von San Domingo, wo die sterblichen Überreste von Christoph Columbus sich befinden.

Man jeder haben die Geistesgaben be- sondern einmal in den stark wechselnden prächtigen Landschaftsbildern und sodann in der Bewunderung der zu überwindenden technischen Schwierigkeiten. Die neue Oberbahnbahn führt zunächst durch weite, saftige Wiesentäler, in die blinkende Zelte eingestreut sind, und von wo man einen freien Ausblick auf die Glasthale Hochebene und die gewaltigen Sandberge, wie Glocksberg, Schalle, Bruchberg und Brocken, genießt. Nachdem die Bahnlinie in den Hochwald eingetreten ist, zeigen sich neue prächtige Bilder, die sich den lassen und sich unverzüglich in die Seele einprägen. — Unser Bild zeigt den Blick der neuen Oberbahnbahn im Gellertthal.

Eine neue Oberbahnbahn.



Humoristisches.

Durchgebrannter Kaffier durch Postkarte an seine Frau: „Teure Josephine, sei gefast, ich bin es bereits seit heute vormittag 10 Uhr.“ Dein Franz. Geht'st du prächtig. Motes: „Wie ist's, Jackchen, werd' ich fortgeschritten oder konterwärtig?“ — „Wie brauchst du noch?“ — „Daneben ich doch in alten gebrachten Sachen!“

Schuldner: „Diesen Winter kann ich Sie unmöglich bezahlen.“ — Gläubiger: „Ach, das haben Sie vergangenen Monat auch gesagt!“ — Schuldner: „Ganz recht, und hab' ich denn da etwa nicht Wort gehalten?“

Man muß sich zu helfen wissen. Als ein bekannter Schauspieler auf einem Dampfboot reiste, setzte er sich mit an die Tafel und verlangte ein Pfefferkuchen. Der Steward brachte ihm ein winziges Exemplar eines solchen, wie man es Reisenden nicht selten vorgesetzt magt. Der Künstler spielte das Ding an seine Gabel, betrachtete es aufmerksam von allen Seiten und tief dann dem dienstbaren Gesinde mit würdevollem Ernste die Worte zu: „Ja, das ist gut; bringen Sie mir nun ein Pfefferkuchen von dieser Sorte!“

Viel zu gut. Mutter: „Aber, Alfred, Du hast ein so schlechtes Schulzeugniß gebracht!“ — Alfred: „Wie kannst Du so etwas sagen, Mama? Der Lehrer meinte ja, es sei noch viel zu gut für mich.“

Das billige Hotel. Reisender: „Was bin ich schuldig? Haben Sie meine Rechnung?“ — Hotelbesitzer: „Sofort, mein Herr. Sie hatten das Zimmer Nummer ...“

Reisender: „Bitte, ich konnte überhaupt kein Zimmer mehr erhalten und habe darum auf dem Billard schlafen müssen.“ — Hotelbesitzer: „Ah, richtig, das macht eine Platz für die Stumbe.“

Druck und Verlag der B. Hofmann'schen Buchdruckerei, Inb.: E. Reinhardt. Verantwortlich: J. B.: E. Friedrich dafelst.

Erzähler vom Schwarzwald

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt des Freien Schwarzwaldes

Nr. 35

Wildbad, Samstag den 9. Mai 1914

31. Jahrg.

Im Mai.

Wonnig ist's in Frühlingstagen
Nach dem Wunderrausch zu greifen
Und den Blumenstrauch am Giebel
Gottes Garten zu durchschweiften.

Oben stehen die weißen Wolken,
Unten gehen die blauen Klüfte,
Schön in neuen grünen Kleidern
Prangen Wald und Wiesenfläche.

Auf die Weische bringt das Mädchen,
Was der Winterfleiß gesponnen,
Und dem Daim ergötzt die Amiel,
Was im Schnee sie still erlornen.

Am Scheidewege.

Von Th. Mägge.

2. Reizeure
Napoleon brach schweigend den Brief auf, blühte hinein und las. In seinen Mienen zeigte sich dabei eine Irrruhe, die er nicht ganz unterdrücken konnte, und welche Carlo Andrea sehr wohl bemerkte. „Er hofft! er hofft!“ rief er, indem er das Blatt sinken ließ. „Wir hoffen alle auf eine neue Sonne, die der Menschheit aufgeht, doch man muß sich vor Illusionen hüten.“

„Du hast ihm einen Entwurf zu einer Geschichte Korrikas geschickt, welche du schreiben willst,“ sagte Carlo Andrea.

„Sie ist schon zum guten Teil vollendet,“ versetzte Napoleon, indem er nach dem Schreibeulke blühte und auf die angeführten Logen deutete. „Ich schreibe es ihm,“ fuhr er lechzend fort, „dass ich kein reiches Kindchen vor der Verleumdung seiner Seelen retten, die Vertreter der Vaterlande schonungslos brandmarken wollte. Ich will zeigen, wie wir genützt, und mißhandelt, verraten und entehrt wurden. Ich will damit den tugendhaften Minister, welcher Frankreich jetzt regiert, Herrn v. Roder, für unser Schicksal interessieren, ihm meine Schrift übergeben, sobald ich sie vollendet habe.“

Der junge Wovolat schüchtern einige Augenblicke und erwiderte dann: „Neder wird kann den Franzosen helfen können, noch weniger den Korren, aber Paoli ist ein Säugling von deinem Vorhaben und deinem Briefe. Er setzt große Hoffnungen auf dich.“

„Auf uns beide, also,“ erwiderte Napoleon, indem er den Freund ansah. „Denn er schreibt hier, daß er nichts schmerzlicher wünsche, als uns zum Heile unseres Vaterlandes zu verbinden, da Zeiten kommen werden, wo Korrika seine besten Söhne brauche, und daß wir unsere geistigen Fähigkeiten vereinigen mögen, um einträchtig zu helfen.“

„Damit Korrika werde, was es war,“ antwortete Carlo Andrea, „damit die Republik und ihr Präsident zurückkehren.“

„Das ist nicht meine Meinung für unser Wohl!“ rief Napoleon stolz ein. „Wir gehören jetzt zu Frankreich und müssen bei ihm bleiben. Wir wollen nicht wieder zu einer bedeutungslosen Staatsform herabsinken, aber man soll uns gerecht werden. Wir wollen die Größe

und das Glück des großen französischen Volkes teilen, wollen Franzosen sein, keine Kolonie.“

Wie diese beiden jungen Männer schon als Knaben seine Biederstunde bestritten, so kamen sie nun als Männer, so gleich es auch jetzt, als sie sich nach Jahren faum wieder gesehen hatten, trotz der eben vorerwähnten Ermahnung des verehrten Paoli, eilig zu sein. Pozzo di Borgo wollte nichts von einem fortwährenden Franzosentum wissen. Er schloß auf, mit welcher Gewalt und welchem Unrecht die Franzosen sich der Insel bemächtigt, wie sie die Korren behandelten hätten und noch behandelten, und wie diese durch Sprache, Sitte und Abstammung von ihnen fremd und verschieden seien und zu Stufen gehörten. Napoleon dagegen nahm sich eilig der Franzosen an, bei denen die Korren seit alten Zeiten Diffe gegen die Tyrannie der Genuesen gefunden, und erwartete jetzt, wo die große Nation zu einem neuen freien Staatswesen sich eben Bahn brach, das Interesse auch für alle, die zu ihnen gehörten.

Bald befanden sich die beiden Landsleute in vollem Wortwechsel und ihr Streit eskalierte sich weiter fort auf die Vorgesänge in Paris. Der Leutnant Bonaparte wurde dabei immer heftiger und abspreschender in seinen Meinungen. Der junge Pozzo die Borgo verteilte die Grundzüge bürgerlicher Freiheit und Gleichheit, wie man dies von einem so entschiedenen Anhänger und Bewunderer des Präzidenten Paoli erwarten konnte, aber er tat es mit tiefer Mäßigung und der kaisertätigen Sicherheit und Schärfe, welche alle seine Urteile auszeichnete. — Während der hitzige Napoleon bald in lebensspottlichen Eifer geriet, indem er keine Meinungen verlor, dabei umherlief, seine Arme in die Luft warf, seine Lippen zuckten und seine Augen rollen ließ, sah Carlo Andrea, ohne sich zu rühren, und betrachtete ihn mit verengten Augen.

„Nun, ich sehe wohl,“ sagte er endlich, „du bist mehr Franzose geworden, als ich erwartete, und bist ein besserer Republikaner, als es nach den Briefen, welche du an deinen Bruder Joseph geschrieben, und nach den Grundrissen, die du dem Präzidenten Paoli für deine Geisteskräfte vorzulegen vorgetragen, anzunehmen war.“

„Was willst du denn?“ rief Napoleon heftig, und durch sein selbststetiges Gesicht schimmerte eine plötzliche Rote. „Nun ist dir besser zu sein, als ich, ihr anderen? Ich bin ein Korre von Geburt und werde es bleiben! Aber ich bin auch ein Bürger des großen Frankreichs, ein Bürger des mächtigsten europäischen Staates; das ist mehr wert, unendlich mehr, als Bürger einer ohnmächtigen kleinen Republik zu sein, die jeden Augenblick die Beute eines stärkeren Nachbarn, eines Abenteuerers oder eines tyrannischen Herrn werden kann. Ich bin ein Republikaner, sagst du? Ich verlange Gleichheit, das Ansehen aller Vorgesänge, aller Vorrechte. Ich will, daß das wahre Verdienst jeden Weg frei finde, daß jeder Bürger gleich sei vor dem Gesetz, mit gleichen Rechten, gleichen Ansprüchen, und ich hoffe, dahin soll es jetzt kommen. Die Nationalversammlung soll uns einen neuen Staat schaffen.“

„Nicht ohne eine Revolution,“ antwortete Pozzo di Borgo. „Bei diesen Worten warf Napoleon den Kopf auf, sah seinen Landsmann an und begann zu lachen. „Du gehst also auch zu denen,“ sagte er, „die Blut und Zer-

